

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 31

Artikel: Zur Bundesfeier 1931
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

günstigen Finanzlage (anno 1930 Bestand des Gesamtkapitalfonds Fr. 379,895.95; Aktivsaldo der Betriebsrechnung Fr. 7101.25) füglich zu verschmerzen und einen zweiten Schadenersatzfall brauchte er dann insofern nicht mehr zu riskieren, als ja bereits nach dem ersten derartigen Fall über die ganze Bärenkolonie der Abschluß verfügt werden könnte. —

Wenn aber gegen die Ansiedelung des Bären im Nationalpark das Bedenken erhoben werden sollte, daß infolge derselben der Besuch des Nationalparks — aus Furcht vor Meister Bär — sich verringern dürfte, so sprechen gegen dieses Bedenken die Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht in den amerikanischen Reservationen gemacht hat, wo der Bär für die Besucher offenbar sogar eine starke Attraktion auszuüben pflegt. Tatsache ist ja doch, daß, wie Brehm versichert und wie die Erfahrungen der amerikanischen Nationalparks es bestätigen, der in Freiheit lebende Bär für den Menschen nur dann gefährlich werden kann, wenn er gereizt wird oder man sich mit ihm allzu vertraulich einzulassen beliebt. Um solches zu verhüten, dürfte indessen die Abgabe von bezüglichen gedruckten Instruktionen an alle Parkbesucher in der Regel sicherlich genügen, zumal wenn die Parkkommission darin bekannt gibt, daß sie die Verantwortung für alle Folgen der Uebertretung dieser Vorschriften kategorisch ablehnt.

Der heutige Bärenbestand im Bärengraben von Bern beläuft sich auf 16 Stück, darunter 9 Junge, und für die Zukunft kann mit einem jährlichen Nachwuchs von drei bis vier Stück gerechnet werden. Daß bei dieser Vermehrung von Zeit zu Zeit einige Exemplare entfernt werden müssen, ist selbstverständlich. Aber was soll mit diesen Ueberschüssigen geschehen? Als Grundsatz gilt, daß dieselben nur dann abgeschossen werden, wenn sie nicht veräußert oder sonst an andere Gehege, eventuell auch geschenktweise, abgegeben werden können. Da aber im vergangenen Jahr eine solche Veräußerung oder Abgabe nicht zu verwirklichen war, so wurden im letzten Winter drei dreijährige Bären — es waren ganz prächtige Kerle — halt eben abgeschossen. Mir und gewiß noch manchem anderen Berner und Bärenfreund hat wegen dieser Hinrichtung das Herz geblutet!

Ganz unwillkürlich drängt sich einem da die Frage auf, ob gegebenenfalls die Stadt Bern ihre Offerte an den Nationalpark, demselben junge Bären geschenktweise abzugeben, nicht doch wiederum erneuern sollte, und ob alsdann der Nationalpark sich nicht entschließen könnte, dieser Offerte doch wenigstens versuchsweise zu entsprechen.

Inwiefern die Ansiedelung von Bären in unserm Nationalpark „mit seinen Zwecken unvereinbar“ wäre, erscheint uns doch deswegen unverständlich, weil zurzeit zwar wohl eine (gegenwärtig in Revision begriffene) Parkordnung besteht, aber bis jetzt noch keinerlei Statuten des Nationalparks aufgestellt worden sind. Sei dem aber wie ihm wolle, — uns will es bedünken, daß in einem Naturpark, welcher ein möglichst vollständiges Bild nicht nur der Flora, sondern auch der Fauna und zwar auch der ursprünglichen Fauna eines Landes bieten will, der Bär, der sich hierzulande gerade im Zerner Gebiet am längsten gehalten hat und überall die größte Popularität genießt, schlechterdings nicht fehlen darf. —

Einen Versuch mit der Ansiedelung dieses edlen Wildes würde die Naturparkkommission jedenfalls vollauf beantworten können und würde sie damit unzählige Naturfreunde zu erneutem warmem Dank verpflichten. —

U r s u s.

Leit-Spruch.

Bei jedem Aufstehn stelle dir die Frage:
Was tu' ich Gutes an dem heut'gen Tage?
Und denke, wenn die Sonne geht, sie nimmt
Ein Stück des Lebens mit, das mir bestimmt.

Jndisch.

Zur Bundesfeier 1931.

Der Ertrag aus dem Verkauf der diesjährigen 1. August-Karten und -Abzeichen ist den notleidenden unserer Hochgebirgstäler zugebracht. Die Entvölkerung der entlegenen Gebirgsgegenden macht beängstigende Fortschritte. Hunderte und Tausende verlassen, durch die Not der Zeit gezwungen, den geliebten Heimatboden, um anderswo ein fremdes hartes Brot zu suchen: drunten in den Städten und Dörfern des Unterlandes oder jenseits des großen Wassers. Glücklich diejenigen, die in der Fremde Heimstatt und Nährberuf finden und nicht als wurzellose Existenzen herumirren und verderben.

Daß Gebirgsgegenden ihren Bevölkerungszuwachs an das Unterland und an die Fremde abgeben, ist naturgegeben und normal. Der farge Boden mit seinen eng umzirkelten Erwerbsmöglichkeiten kann nur eine bestimmte Menschenzahl ernähren. Den Zustrom arbeitsfähiger, zählebiger Menschen aus dem Gebirge nimmt die Stadt und nehmen die Kolonialgebiete als Blutauffrischung und als wertvolle Hilfe dankbar entgegen. Unsere Schweizerstädte zählen Tausende von tüchtigen Bürgern, deren Wiegen in Alphütten und Berghäusern standen.

Aber nicht wünschbar und unserem Schweizerlande nicht förderlich und zum Ruhme reichend ist die Erscheinung, daß ganze Dörfer oder gar ganze Talschaften unseres Alpenlandes sich entvölkern, daß man, wie im Tessin und Wallis, menschenleere Dörfer mit zerfallenden Häusern und Hütten finden kann, die von den verschuldeten und notleidenden Bewohnern verlassen worden sind. Wie ein Rotschrei zum Himmel und eine Anklage an unsere Kultur stehen diese verlassenen Hütten da. Wie manche ergreifende Familien-tragödie mag in diesen Ruinen vergraben liegen!

Eine Anklage an unsere Kultur! Jawohl! Denn die Not der Bergbewohner ist eine Folgeerscheinung der Wirtschaftskrise unserer Zeit und diese ein Signum unserer Kultur. Unsere Kultur nimmt das Auf und Ab in unserer Wirtschaft, die Konjunktur und die Krisenzeiten als unabänderliches Fatum hin, statt sie bis in ihre Wurzeln zu erforschen und aus der Erkenntnis die Konsequenzen zu ziehen. So wird periodisch durch Inflation (überreichliche Notenausgabe) die Gütererzeugung angefeuert und durch Deflation (Geldverminderung und Krediteinschränkung) wieder lahmgelegt. Die Konjunkturzeiten brachten auch unseren Bergbewohnern vermehrte Verdienstgelegenheit, aber damit auch höhere Lebensansprüche. Die hohen Produktpreise trieben die Güterpreise in die Höhe und nötigten das junge Geschlecht zu Kreditkäufen. Die Verschuldung war tragbar, solange das Preisniveau gehalten werden konnte. Sie wurde den Belasteten zum Verhängnis, als der Umschwung, die Krise kam. Der durch das Sinken der Milch- und Viehpreise geminderte Verdienst reichte kaum noch für den Schuldenzins, verschweige für die Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Diese auf ihren früheren Stand zurückzuschrauben, — ist ein schmerzvolles, schier unmögliches Beginnen. So kommt es, daß heute ein großer Teil der Gebirgsbevölkerung Not leidet, die da und dort verschärft wird durch das Ausbleiben der Fremden, denen die Wirtschaftskrise des eigenen Landes das Reisen verbietet.

Und wenn dann gar noch in diese Not das Unwetter schlägt, die Rufen und Wildbäche die Weiden, Wiesen und Acker verwüsten, den Talfluß stauen und dadurch in Gärten und Häusern der Dörfer, an Straßen und Eisenbahnlinien schwere Verwüstungen anrichten, dann ist die Verzweiflung da, aus der nur treueidgenössische Hülfe zu retten vermag.

Denn es kann nicht der Wille des Schweizervolkes sein, daß die bedrohten Alpentäler von ihren Bewohnern aufgegeben und der Wildnis überlassen werden. Die Wildnis greift mit ihrer Steinfaut, den Schutt- und Schlammteufeln, hinunter ins Tal, und wenn nicht droben im Einzugsgebiet der Wildbäche die Menschenhand wehrt und das Menschen-

auge wacht, so breitet sich der Wetterschaden hundertfältig drunten im Tale aus.

Vor dem Schreiber dieser Zeilen liegt ein schönes grünes Alpental mit einem friedlichen Dorf, auf das Weiden und Wälder und ein Chor weißer Gipfel hinunterschauen. Im Dorfe wohnen fleißige Menschen in stattlichen Häusern. Ein Bähnlein fährt ein und aus, und Autos flitzen über die Talstraße. Zwischen den Holzhäusern stehen hochgeredete Hotelbauten, städtisch eingerichtete Kauf- und Geschäftshäuser. Eine Strebbarkeit sondergleichen tut sich kund bei diesen Leuten. Sie lassen uns Städtern, die wir in ihren schönen Holzstuben und aussichtsreichen Lauben uns niedergelassen haben, keine Bequemlichkeit und keine Freundlichkeit entbehren.

Aber wenn mein Blick hinüberschweift zum Berghang mit den unzähligen heimeligen, braunen Häuschen und Stadeln, die in grüner Weide, zwischen Tannen und Ahornen sitzen, dann bleibt er betrübt haften an der klaffenden grauen Wunde in der Berglehne, die vor Jahresfrist ein Wildbach gerissen hat. Auf dem Talboden davor breitet sich sein Schuttkegel als graufiges Trümmerfeld aus. Noch heute stehen die Häuser, die damals bei der Katastrophe nicht umgerissen wurden, sozusagen mit beiden Füßen im Steingeröll, und Straße und Bahnlinie müssen zwischen hohen Schuttwällen hindurchgleiten. Der Bach ist inzwischen wohl zwischen Mauerdämme gelegt; aber wer räumt den Bachanwohnern die Hunderte von Fudern Steine und Sand und Schlamm weg, die noch auf ihren Wiesen, Aedern und Gärten liegen? Das kann nur freundeidgenössische Hilfe tun.

Sie hat sich schon tausendfältig bewährt in unserem schönen, lieben Schweizerlande. Ihre Kraftimpulse entnahm sie jenem Gemeinheitsbewußtsein, das just heuer vor 700 Jahren im Urner Freiheitsbrief den Grundstein legte zur Schweizerfreiheit. Das „Einer für alle und alle für einen“ brachte dem zähen kleinen Bergvölklein diesen Erfolg über ländergierige Grafen und Herzoge. Dessen wollen wir Schweizer eingedenk sein am Ehrentage unserer Heimat. Mögen die Höhenfeuer auf unseren Bergen als ein weithin leuchtendes Symbol der Schicksalsverbundenheit aller Schweizer erkannt und empfunden werden und mögen sie in uns allen den Willen zur Hilfsbereitschaft wecken im Sinne der Rütli-Schwurverse:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr! H. B.

Meine drei kleinen Ausland-Edgenossen.

Sie kommen aus Italien und freuen sich schon wochenlang auf die Bundesfeier — die erste, die sie erleben sollten. Und was wollten die kleinen begeisterten Patrioten vorher nicht noch alles wissen darüber!

Endlich bricht er an, der heißersehnte, wichtige Tag: Die drei Fackeln liegen schon tagelang bereit. Natürlich mit dem weißen Kreuz im roten Feld. Ueberhaupt besteht für die drei Buben der große Tag nur aus Weiß und Rot, wie es sich ja für rechte Patrioten gebührt! Der Tisch ist geschmückt mit weißem und rotem Phlox. Selbst der Nachtsisch am Abend ist in den Landesfarben gehalten: rotes Johannisbeerkompott mit weißem Rahmkreuz verziert. Raum zu essen wagen sie dies, ihr Lieblingsgericht, vor Andacht und Begeisterung!

Ihre roten Sonntagshöschen mit den weißen Blusen wollen sie schon morgens früh zur Ehre des Vaterlandes anziehen. Nidergeschmettert sind sie, als ich ihnen erkläre, erst am Abend beginne das Fest, vorher werde überall den ganzen Tag gearbeitet.

Endlich, endlich: Glöckengeläute — Musik — Ruffst du, mein Vaterland!

Stolz marschieren die drei Schweizer-Tschinggeli der Anhöhe zu, anzusehen in ihren roten Hosen, weißen Blusen und mit ihren vor Begeisterung und Freude feuerrot leuchtenden Gesichtchen wie zu Leben gewordene Schweizerfarben,

in der Hand das Heiligtum, die Fackel, sorgsam und feierlich haltend, als trügen sie das Wohl und Wehe des Vaterlandes darin.



Der kleinen Auslandschweizer Treuschwur zur Heimat.

„So, so, wollen die Tschinggeli das Bundesfeuer auch brennen sehen?“, werden sie auf dem Wege geadt. Doch die Drei geben schleunigst ein wenig beleidigt und mit würdevollem Stolz zurück: „Wir sind auch Schweizer!“ Und die zwei Älteren, die in der Schweiz geboren sind, fügen mitleidsvoll bei: „Nur Werner ist ein Italiener“. (Er ist in Italien geboren, was er übrigens gar nicht anerkennen will und es als Herabsetzung seines Schweizertums ansieht!) Sein sonst schon rotes Köpfchen wird noch röter vor Scham und Zorn bei seiner Brüder Worte, und ich muß eiligst auch sein echtes Schweizertum bestätigen, sonst könnte der 1. August-Friede ernstlich gefährdet sein!

Von allen Hügeln, Bergen leuchten jetzt die Freudenfeuer in die sammetweiße, blaue Sommernacht hinein. Still, still werden die sonst so lebhaften Buben und trinken dies niegesehene wundervolle Bild mit einer grenzenlosen Andacht in sich hinein.

„Der liebe Gott muß uns Schweizer sicher fest lieben, daß er uns ein so schönes Land und heute zum Bundesfest einen so herrlichen Abend gegeben hat“, meint der besinnliche Gino ernst auf dem Heimweg und fährt fort: „Und dann hat er noch den Mond, das schönste Lampion von allen, herausgehängt.“ Und seine dunklen Kirschenaugen leuchten dabei wie ein heiliges, kleines Bundesfeuer selbst.

Zu Hause angelangt, führen sie mich ganz geheimnisvoll in ihr Gartenedchen. Was seh' ich da? Am alten Fliederstamm hängt ein großes Herz aus Karton: feuerrot mit einem weißen Kreuz darin. Davor brennt still und feierlich ein Kerzlein. Wie in einer ihrer Kirchen vor dem Altar kommt's mir vor.

„An jedem schweizerischen Festtag wollen wir nun hier dies Lichtlein anzünden“, brechen die drei Buben endlich das andächtige Schweigen.

Nach der bengalischen Beleuchtung des Hauses und des Gartens und Verbrennen von Feuerwerk, was immer neue, jubelnde Freude hervorruft, werden die Lampions noch einmal angezündet und unter Singen von „Ich bin ein jung Soldat“ ums Haus herumgetragen.

Beim Zubettegehen bekennen die drei kleinen Schweizer aus tiefstem Herzen, noch nie ein so herrliches Fest erlebt zu haben. Die prunkvollen Feste eines Königs- oder Duce-Empfanges in ihrem zweiten Heimatlande gelten nichts mehr dagegen.

Fast geringschätzig erklärt der Älteste: „Ach, das ist noch lange nicht das gleiche. Dort kann man draußen keine solchen Feuer machen — und dann fehlen ja auch die Berge.“

H. K.